

unterdrücken, zumal ich selbst zuweilen solchen begriffspolizeilichen Träumereien nachhänge. Im Reich der wissenschaftlichen Sprachregelungen und unendlich ermüdenden Redundanzen wüsste ich noch viele weitere Kandidaten für ein befristetes Begriffsverwendungsverbot!

Aber so bedenkenswert es ist, wenn Chris Hann auf die Unstimmigkeiten, Überladungen und hegemonialen Konnotationen zumal des deutschen Wortgebrauchs von ›Kultur‹ hinweist – am Ende hat sein Plädoyer doch zwei große Schwächen. Erstens sind die Ersatzformulierungen, die er etwa für das Adjektiv ›kulturell‹ anbietet – ›sozial‹, ›historisch-gesellschaftlich‹, ›national‹ – keine wirkliche Hilfe. Und zweitens, grundsätzlicher: Ist es überhaupt angemessen, von einem Schlüsselbegriff wie ›Kultur‹ in einem strikten Sinn definierbare ›Kernbedeutungen‹ zu erwarten?

Hann führt als kritisches Argument an, dass der Begriff ›Kultur‹ sowohl in einem umfassenden als auch in einem partikularistischen Sinn, das heißt im Singular wie im Plural gleichermaßen gebraucht werde. Aber ist das nicht eine notwendige Eigenheit von Kategorien mit universalem Geltungsanspruch, jedenfalls unter den Bedingungen postmetaphysischen Denkens? Verhält es sich nicht genauso mit Begriffen wie ›Rationalität‹, ›Wahrheit‹ oder ›Welt‹, deren Leistung gerade darin liegt, innerhalb ihres jeweiligen Bedeutungsspektrums die Spannung zwischen Singular und Plural, Synthese und Diversifikation auszutragen?

Auf dem Niveau semantischer Universalisierung, zu dem der Kulturbegriff von seinen bäuerlichen Anfängen her inzwischen aufgestiegen ist, müssen Begriffe einerseits überdeterminiert, andererseits unterbestimmt sein, um ihren Zweck zu erfüllen. Und sie müssen – ein noch größeres Ärgernis für jedermann, der klare Definitionen liebt – imstande sein, sich dabei selbst zu inkludieren, und das heißt: den Forderungen einer gewöhnlichen klassifikatorischen Logik nicht zu gehorchen. Denn einerseits konstituieren sie sich durch Unterscheidung, d.h. Abgrenzung von einem Antonym; im Fall der ›Kultur‹ ist das ›Natur‹. Andererseits fällt diese Unterscheidung selbst in die epistemische Zuständigkeit des jeweils großen Terms der Unterscheidung: Was als natürlich und was als kulturell verfügbar gilt, variiert je nach Kultur. Der kulturwissenschaftliche Betrachter operiert notwendigerweise innerhalb des Feldes, das er betrachtet, und erbt damit das Paradox der Selbstreferenz, mit dem die Erkenntnistheoretiker seit langem vertraut sind. Diese logische Schleife zeichnet sich als Unschärfe in die verwendete Begriffssprache ein, ob man will oder nicht. Früher ging es dem ›Geist‹ so, dass er sich selbstbezüglich in seinen eigenen Aprioris verstrickte (diese Debatte flammt, angestoßen von der Hirnforschung, gerade wieder auf), jetzt der Kultur. Revolver und Rotstift schaffen da keine Abhilfe, sondern nur die Analyse der Funktionsweise von Unbestimmtheit, sowohl was den Begriff der Kultur als auch die alltägliche kulturelle Praxis angeht. Und dafür braucht man zweierlei: erstens Geld (Scheckbuch!), zweitens (unter anderem) Ethnologen – wie auch immer sie ihre Disziplin nennen.

ALBRECHT KOSCHORKE

Kultur der Unbestimmtheit. Replik auf Chris Hann

Den Aufsatz von Chris Hann habe ich auf der Bahnfahrt zu einer Exzellenz-Begutachtung gelesen, an der ich auf der Seite der Antragsteller beteiligt war. Wie man sich denken kann, wurde dort ein kulturwissenschaftliches Großprojekt mit entsprechend großformatigem Vokabular verhandelt. Allerdings weiß jeder Kenner der Szene, dass bei solchen Anlässen inzwischen ein Mindestmaß an Skepsis und Selbstkritik, ja womöglich Zerknirschung über die mangelnde Trennschärfe kulturwissenschaftlicher *catchwords* angebracht ist. Vor diesem Hintergrund gewann meine Lektüre von Chris Hanns Plädoyer für die Abschaffung des Kulturbegriffs eine gewisse ironische Note. Eine Regung von Sympathie für sein nach eigener Aussage stalinistisches Unternehmen konnte ich nicht